

dass sie auf dem Fronhof jetzt erst die Geschäfte bereden wollten, »wo so richtig der Gulden klimpert«.

Als sie direkt neben der Thingstätte beim Fronhof vorbeigingen, bemerkten sie den Schatten unter der mächtigen Linde nicht, der da auf einem der zwölf Steine saß. Richter, Kläger und Gerichtsleute hatten hier seit alters her ihren Platz, um dem Recht zur Ehre zu verhelfen. Heute Nacht saß nur Hans hier und wartete, bis die Dorfoberen aus dem Wirtshaus gekommen waren. Als Vagabund suchte er deren Gesellschaft nicht gerade mit Gewalt. Trotzdem musste er zu der Versammlung, denn die alte Ganzenmüllerin hatte ihm aufgetragen, in Erfahrung zu bringen, wann genau Kathrin die Abgaben am nächsten Tag abliefern sollte.

Hans ging in die Wirtschaft und mischte sich ins Getümmel, ohne mehr als nötig aufzufallen. Mit einem Krug voll Bier setzte er sich erst einmal in eine Ecke und wartete, bis es günstig war, einen der Bauern zu fragen. Beim zweiten Krug kam er neben dem Dehlinger Daniel zu sitzen und sprach ihn an, wann man sich denn am nächsten Tag beim Fronhofbauern einzufinden habe.

»Was geht dich das denn an?«, zog ihn der Dehlinger auf. »Seit wann zahlt denn ein Streuner Abgaben an den Grafen?«

»Der meint wohl eher, der Graf kann ja vielleicht ein paar Abgaben an ihn erstatten, wenn grad keiner hinschaut, was?«, stichelte der Burger Melchior weiter. Ein Außenstehender wie Hans, vom Stand her niedriger als jeder andere im Raum, kam an so einem Abend gerade recht für einen kleinen Spaß.



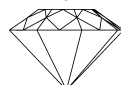
Hans umklammerte durch das Leinen seines Hemdes das Stoffbeutelchen, das er um den Hals trug. Fünf grüne Steine waren mittlerweile darin, und er war sicher, sie waren mehr wert als alles, was die Bauern um ihn herum besaßen. Vier weitere Steine hatte er Apollonia gegeben, zur Sicherheit für alle Fälle und als Unterpand seiner Liebe.

»Seid vorsichtig, wie ihr mit mir redet. Schon mancher hat vor einem buckeln müssen, den er kurz zuvor nicht einmal mit dem Arsch angesehen hätt!«, erboste sich Hans.

Ein paar der Bauern lachten herzlich, doch der Burger Melchior kniff lauernd die Augen zusammen. Er merkte wohl, dass Hans nicht einfach so daherredete. »Na, das möchte ich schon wissen, wie das hergehen soll, dass vor dir im Dorf mal einer den Diener macht«, stocherte er ins Innere von Hans, um ihm sein Geheimnis zu entlocken. Hans setzte zu reden an, doch er besann sich wieder. Also musste der Burger auf den Busch klopfen: »Wirst halt meinen, mit dem Herz von der Ganzenmüller Kathrin kannst du dir einen Hof erschmeicheln, aus dem man noch was machen kann, hä?«

Nicht ohne Absicht hatte der Burger auch in die Richtung von Jörg, einem jungen Bauernburschen gesprochen, der jetzt auf die Bildfläche trat. Er hatte es auf die Kathrin abgesehen gehabt und einmal angeblich beim Tanz ihr Herz beinahe schon erweicht. Doch einen echten Erfolg konnte er seinen feixenden Freunden bis heute immer nur mit dem Maul bieten.

»Was, von dem da soll die Kathrin was wollen?«, blaffte er in die Runde, als ob Hans es nicht wert wäre, selbst



angesprochen zu werden. »Da lach ich ja! Bei einer Hochzeit sollen Gäul zu Gäul kommen; und ich hab ja wohl einen Hof, auf dem sich eine wie die Kathrin als Braut sehen lassen kann. Warum soll sie so einen nichtsnutzigen Hungerleider durchfüttern?«

»Du kannst doch die Kathrin gar nicht heiraten«, heizte aus dem Hintergrund einer die Stimmung an, »du heißt doch Ganzenmüller, genau wie sie. Willst du wegen Blutschande drankommen?«

»Ach was, du Depp!«, gab Jörg Ganzenmüller zurück. »Unsere Großeltern waren irgendwie verschwägert, da hab ich schon nachgefragt. Freilich könnt ich sie heiraten, wir sind von Bluts wegen weit genug auseinander!«

Hans soff seinen zweiten Krug Bier aus, knallte ihn auf den Tisch und beschloss, dass es ihm zu blöd war, wie ein Nichts dabeizusitzen, während es doch um ihn ging. Dass die Leute hier mit der schwarzen Kathrin auf dem Holzweg waren, tat jetzt nichts zur Sache. »Wieso hab ich dich in den ganzen zwei Wochen, in denen ich in Kathrins Kammer schlaf, eigentlich nicht gesehen?«, griff er den hoffärtigen Ganzenmüller-Jungbauern an. Das mit der Kammer ließ er absichtlich verdreht im Raum stehen, irgendeinen Trumpf musste er ja ausspielen.

»Was, du schläfst bei ihr in der Kammer?«, fuhr Jörg Ganzenmüller auf. »Dass ich nicht lache! Im Stallmist werden sie dich schlafen lassen!«

»In ihrer Kammer«, beharrte Hans. »Auf dem Kissen, in dem der Lavendel steckt, den du ihr von der letzten Mess mitgebracht hast.« Das mit dem Lavendel hatte er eines Abends beim Vesper aufgeschnappt, aber auch einige



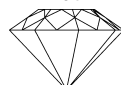
junge Kerle konnten sich noch daran erinnern, wie Jörg den Lavendel wie einen Brautstrauß von der Mess heimgetragen hatte.

Jörg Ganzenmüller war blamiert. Jetzt half nur noch eins: Er stürzte sich auf Hans, um ihn zu Boden zu zwingen. Er riss ihn auch mit runter, doch Hans hatte noch rechtzeitig seinen Krug zu fassen bekommen. In einer schwungvollen Bewegung schlug er ihn dem Gegner über den Schädel. Der drosch mit der Faust auf Hans ein, konnte aber eine zweite Attacke mit dem Krug nicht verhindern. Das gab ihm den Rest.

Jetzt zerrte einer der Bauern an dem Krug und stemmte sein ganzes Gewicht in den Zug. Hans ließ einfach los, der Kerl stürzte rückwärts gegen einen Tisch, den er umriss. Das reichte als Auftakt zu einer zünftigen Wirtshausschlägerei. Johlend vor Vergnügen und Manneskraft stürzte sich auch der Letzte ins Getümmel.

Hans nahm es hintereinander mit Zweien auf, die er gar nicht kannte. Dem einen langte er eine, dass es ihn drehte, den anderen trat er voll zwischen die Beine in die »Waffenkammer«, dass ihm die Augen herausquollen. Damit hatte er sich den Weg zur Tür erkämpft. Draußen reckte er sich erst triumphierend und sah dann zu, dass er Land gewann.

Der Wirt stellte fluchend und maulend den letzten Tisch und die Bänke dazu wieder auf, die meisten Gäste waren nach der Rauferei nach Hause gegangen. Nur in einer Ecke saßen noch drei wie die Verschwörer zusammen: Jörg, der Verehrer der schwarzen Kathrin, rieb sich mit wut- und schmerzerfüllter Miene den malträtierten



Schädel. Der Tagelöhner Georg Roßner hielt sich sein blaues Auge. Matthäus Meyer, der Verehrer der alten Ganzenmüller-Bäuerin, hatte keine Blessuren davongetragen. Doch auch er glaubte, Grund genug zu haben, mitzureden, wie man Hans, dem bedrohlichen Fremden, bekommen konnte.

»Diese verdammte Drecksau!«, heulte Jörg und stürzte einen der drei Schnäpse hinunter, die der alte Meyer spendiert hatte. »Führt sich hier auf wie Graf Rotz, dabei ist er der letzte Dreck. Ich bring die Sau um!«

Auch die anderen beiden tranken ihre Schnäpse in einem Zug. »Keine Angst, den werden wir schon los, ohne dass wir uns die Hände dreckig machen«, knurrte Matthäus Meyer grimmig.

Der Tagelöhner sah auf. »Wär mir schon recht«, meinte er. »Der Kerl macht jetzt schon eine Arbeit, die mir zustehen täte. So einen Brunnen hätt ich auch graben können.«

»Der will uns allen nehmen, was uns zusteht. Was meinst du denn, warum grade wir hier noch zusammensitzen?«, belehrte ihn der Meyer.

»Schlaukopf, verlauster«, dachte sich Georg Roßner, der Tagelöhner. »Wer hat denn als Erster gemerkt, dass sich der fremde Kerl in unser gemachtes Nest setzen will?« Roßner malte sich die Stelle als Knecht aus, wenn der Meyer tatsächlich Bauer auf dem Hof der Ganzenmüllerin werden sollte. Darauf spekuliert hatte er schon lange. Jetzt konnte er sich den Posten verdienen, indem er mithalf, ein gemeinsames Hindernis zu beseitigen.



»Und wie willst du dem Kerl beikommen?«, lamentierte Jörg.

»Wir zeigen ihn wegen der Schlägerei heut an«, erklärte Matthäus Meyer.

»Wieso? Der Jörg ist doch auf ihn losgegangen«, zweifelte der Tagelöhner den Plan an.

»Ach, was«, wischte Matthäus weg, »wir zwei sagen aus, der andere hat angefangen, und fertig. Zwei, drei von heut Abend ziehen wir schon noch auf unsere Seite. Wär ja noch schöner, wenn Leute aus dem Dorf gegen einen angesehenen Gäulbauern und für einen dahergelaufenen Lumpen aussagen täten, oder?«

»Ja, und, was soll das bringen?«, zweifelte der Jungbauer immer noch unter seinem Brummschädel. »Dann zahlt er halt ein paar Kreuzer und fertig.«

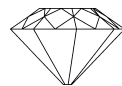
»Das ist ja erst ein Anfang«, entgegnete Matthäus hitzig. »Der steht zumindest schon mal als Übeltäter da. Dann hat er keinen Rückhalt mehr und braucht sich nicht mehr so groß aufzuspielen, wenn wir ihm den Rest geben.«

»Den Rest geben? Was meinst du damit?«, grinste der Tagelöhner tückisch.

»Weiß ich auch noch nicht. Was halt notwendig ist.«

»Notwendig zu was?«, fragte der Jungbauer mit sichtlichem Unbehagen.

»Jessas, frags halt nicht gar so blöd!«, regte sich Matthäus über die Schwerfälligkeit seiner Mitverschwörer auf. »Notwendig, um ihn loszuwerden! Vielleicht langts ja, auf ihn einzureden, damit er aus dem Dorf abhaut.«



»Das glaub ich nicht!«, wimmerte der Jungbauer und hielt sich seinen Schädel, in dem immer noch die Schmerzen pochten, die ihm Hans eingehämmert hatte.

»Dann muss es halt mehr als reden sein.« Zur Untermauerung dieser Andeutung schlug Matthäus Meyer mit der Faust in die flache Hand.

»Genau!«, erhob sich das Wimmern des Jungbauern Jörg Ganzenmüller plötzlich zu wilder Entschlossenheit; er zückte ein Messer und rammte es in den Tisch. Der Tagelöhner nickte eifrig Zustimmung.

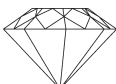
»Hauptsache, wir tun uns alle drei zusammen und stellen den Kerl. Aber erst, wenn er wegen der Schlägerei von heut angezeigt ist«, schloss Matthäus die Verschwörung ab.

Die Drei stießen mit ihren Krügen an.



Eine Sirene kam schnell näher, durchs Fenster blitzte das Blaulicht. Eine kurze Untersuchung im Krankenhaus ergab, dass Lisa nach dem Gaspistolen-Angriff nunmehr außer Gefahr war. Vor dem Untersuchungszimmer wartete schon ein Polizist, um sie zur Vernehmung zu bringen. Sie kam sich vor wie abgeführt.

Auf der Polizeidienststelle wurde ihr richtiggehend mulmig, als man sie vor einen Schreibtisch setzte, an dem sie ein alter Bekannter erwartete – Kommissar Stutterer, der sie schon zu dem Einbruch auf der Harburg vernommen hatte. Er musterte sie mit einem Blick, in dem alles Misstrauen der Welt lag.



»Stimmen die Personalien noch?«, begrüßte er sie frostig und warf ihr ein Formular mit ihren Daten hin. Sie nickte. »Also, dann erzählen Sie mal von Ihrem neuesten Abenteuer«, lehnte er sich mit verschränkten Armen zurück, als ob er sie jetzt schon triumphal der Lüge überführt hätte. Lisa begriff, dass sie nicht die Wahrheit von ihrer privaten Gangsterjagd erzählen konnte. Also sagte sie einfach, der Mann mit der Waffe kam gerade herein, als sie raus wollte und schoss halt.

»Warum sollte er denn auf Sie schießen?«

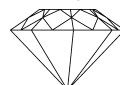
»Keine Ahnung«, zuckte Lisa die Schultern.

»Also, nun hören Sie mal zu«, drohte die Stimme des Polizisten, wobei er sich so weit wie möglich zu ihr vorbeugte und sich mit den Händen aufstützte. »Da stimmt doch was nicht. Neulich werden auf der Harburg genau die Akten gestohlen, um die Sie kurz zuvor vergeblich gebeten haben. Eine gute Woche später steht ein Kerl in Ihrem Hausgang und schießt auf Sie. Und Sie haben von nichts eine Ahnung. Haben Sie den Mann erkennen können?«

Lisa schüttelte den Kopf.

»Wie kommt's nur, dass mich das nicht wundert? Nix gesehen, von nix gewusst. Das stinkt doch zum Himmel!«

Wo er recht hatte, hatte er recht. Lisa musste ihm etwas bieten, sonst hatte sie neben dem mysteriösen Einbrecher auch noch die Polizei auf dem Hals. Sie bot eine Halbwahrheit als Erklärung an: »Es muss mit dem Gemälde zusammenhängen. Die alten Dokumente wollte ich doch haben, um über die Frau auf dem Bild nachzuforschen. Der Einbrecher erfuhr davon und schnappte sie sich. Und jetzt wollte er wahrscheinlich das Bild auch noch stehlen. Er hat wohl nicht damit gerechnet, dass ich erst um diese Zeit weggehe.«





den Boden mit einer Plastikfolie auslegen. Lisa brachte inzwischen den Mini-Scheinwerfer und die Autobatterie, an die sie ihn anschloss. Dann hielt sie je ein Brett am Boden und an der Decke des kleinen Stollens fest, bis der Professor zwei Pfosten an den Seiten dazwischen klemmte und festhämmerte. Mit diesem Rahmen war das Loch etwas gegen den Einsturz abgesichert.

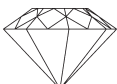
Lisa glaubte, ihr Herz übertönte das Trommeln des Regens auf der Dachplane noch, als sie im Licht des Strahlers weiter in die Wand hineingrub. Nur mit der Spitze ihrer Kelle fuhr sie vorsichtig in das Erdreich, hielt sofort inne, wenn sie einen Widerstand zu spüren glaubte und kratzte dann mit den Fingern weiter. Zentimeterweise kam sie so voran und doch dauerte es nicht lange: ein weiterer Knochen. Ebenfalls ein ziemlich kleiner. Während sie ihn mit zitternden Fingerspitzen säuberte, fuhr der Professor mit der Arbeit fort.

Lisa hatte den Knochen noch nicht ganz von Schmutz befreit, da richtete sich Lößhammer schon wieder auf und hielt ihr den nächsten Knochen hin. Weitere folgten, sie wurden immer größer. Schließlich musste der Professor die letzte Hoffnung, dass es sich hier nur um ein Nagetier handelte, aufgeben: Er legte das Gelenkende eines größeren Knochens frei, konnte diesen aber nicht einmal bewegen, so tief und fest steckte er im Erdreich.

»Es ist etwas Größeres«, gab er mit Grabesstimme zu.

»Ein Mensch?«, wagte Lisa kaum auszusprechen.

Der Professor zuckte die Schultern. »Auf jeden Fall so groß wie ein Mensch oder größer. Jedenfalls größer als ein Hund. Ein Rind käme noch infrage.«



»Ein Rind in fünf Metern Tiefe?«

»Sie könnten doch ein verendetes Stück Vieh in den Brunnen geworfen haben, bevor sie ihn sowieso zugeschüttet haben.«

Lisa hätte so etwas gerne geglaubt, konnte es aber nicht. Wie hätte der Kadaver dann außerhalb der Brunnenwand landen können?

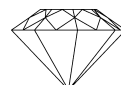
Schnell gewann die Neugier Oberhand über das unterschwellige Grauen und sie steckte mit Kopf, Schultern und Händen in dem Grab, das sie gerade freilegte. Sie kratzte die Erde um den Knochen herum weg und schuf so eine kurze Röhre. Obwohl sie auf diese Weise gut fünfzehn Zentimeter des Knochens ausgegraben hatte, ließ er sich immer noch nicht bewegen.

Der Knochen ragte steil nach oben. War es der Schien- oder Wadenbeinknochen eines Menschen, stand dieser entweder in seinem Grab oder hatte die Beine angezogen.

Sie setzten sich ins Auto und berieten bei Kaffee aus der Thermoskanne. »Wir machen den großen Knochen raus«, beschloss der Professor. »Ich fahre damit zur Anthropologischen Staatssammlung nach München; dort sehen sie auf jeden Fall, ob er zu einem Menschen gehört oder nicht. Ich hoffe, sie machen mir auch gleich einen Radiocarbontest zur Altersbestimmung.«

»Und was soll ich inzwischen tun?«, sorgte sich Lisa. Sie fürchtete, dass die Arbeit jetzt erst einmal zum Stillstand kam.

»Du kannst schon mal anfangen, einen Tunnel parallel zur Lage der Leiche anzulegen«, erfreute sie der Professor mit einer Aufgabe, die keine Langeweile aufkommen ließ.



»Von der Seite kommen wir viel besser an das Skelett ran. Wir können beim Graben ja nicht dauernd drüber kriechen.«

»Chauvi«, spielte Lisa ein Maulen vor. »Ich darf schuffen und du kutschierst in der Gegend rum.« Doch ihr war klar, dass besser ein Professor als eine Assistentin zu den Wissenschaftlern der Anthropologischen Staatssammlung ging.

Lisa legte den Seitenstollen großzügig an. Sie brauchte sich zwar nicht mit archäologischer Feinarbeit aufhalten, musste aber mühsam hochklettern, sobald zwei Eimer voll waren, die Eimer an Seilen hochziehen und ausleeren.

Kurz nach Mittag kam Dr. Halbritter, der Oberkonservator, vorbei. Lisa erklärte ihm den Stand der Dinge und er war mit der Vorgehensweise einverstanden. Als er ihr erklärte, dass sie Skizzen mit den genauen Maßen der Grube, des Brunnens, des Stollens und den Lagemarkierungen sämtlicher Fundstücke anfertigen sollte, ärgerte sie sich allerdings über sich selbst – darauf hätte sie eigentlich allein kommen müssen. Als sie Dr. Halbritter bat, vorher noch die Eimer hochzuwuchten, murmelte er etwas von einem dringenden Termin und verschwand.

Der Regen hörte auch nicht auf, als es dunkel wurde. Im Licht des Strahlers, das wegen der schwächer werdenden Batterie nachließ, grub sie sich als gespenstischer Schatten weiter ins Erdreich, nur Zentimeter von dem Skelett entfernt. Sie zog gerade das dritte Paar Stützpfeiler unter einem breiten Deckenbrett ein, als sie den Wagen hörte.

»Hat ein bisschen gedauert, obwohl es eigentlich ziemlich glatt ging«, erklärte Professor Löbhammer bei der Heimfahrt, während Lisa erschöpft im Beifahrersitz zusammen-



sank. »Also, A: Es sind definitiv Menschenknochen. Und zum Glück B: Sie sind ziemlich alt. Also nicht geologisch alt, aber auf jeden Fall mehr als hundert Jahre. Übermorgen haben wir das Ergebnis des Radiocarbontests, dann wissen wir es genau. Na, was sagst du?«

Lisa schnarchte.

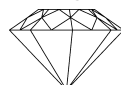
Erst in einem von Bruno liebevoll angerichteten Bad, umgeben von Kerzenlicht, taute ihre Begeisterung wieder auf. Trotzdem tat ihr jeder Knochen weh. »Wenigstens stecken meine Knochen noch in einem lebendigen Körper«, dachte sie.

Lisa sparte sich in dieser Nacht die Wache, aber der Professor machte sich die Mühe, zweimal hinauszufahren. Nichts deutete darauf hin, dass sich schon wieder jemand dort herumtrieb.

Am nächsten Morgen stürzten sich Lisa und Bruno erst einmal auf die Zeitung. Tatsächlich entdeckten sie das Foto von sich, wie sie im Regen vor der Grube in Hohenaltheim standen. Ziemlich weit hinten im Lokalteil und nur mit einem kleinen Artikel versehen; der Chefredakteur schien der Sache nicht so recht zu trauen und wollte mit einer großen Story wohl erst warten.

Es war typisch Pit Bull: Er hatte etwas gewittert, Fährte aufgenommen, sich bis kurz vors Ziel durchgebissen und die fette Beute doch knapp verpasst. Um ein Haar hätte er die Diamantengeschichte noch vor der Zeit aufgedeckt; so musste er wieder mal warten, bis man ihn rief und ihm das Endergebnis präsentierte – oder auch nicht.

»Ob uns wegen des Artikels heute irgendwelche Leute da draußen nerven?«, sorgte sich Lisa.



»Glaube ich kaum. Die, die es angeht, wissen ja sowieso schon Bescheid. Trotzdem sollten wir keine Sekunde vergeuden.«

Keine halbe Stunde später stand Lisa schon wieder im zweiten Seitenstollen. Das Herausschaufeln der Erde aus der Seitenwand war immer noch leichter als das Hochwuchten der Eimer, was Bruno Löbhammer übernahm. Bald war der Stollen fertig – knapp zwei Meter hoch, gut zwei Meter tief und einen Meter breit. Er wirkte wie eine kleine Theaterloge. Die beiden waren gespannt, welches schaurige Stück die Erde über dem Skelett zum Besten geben würde.

Abermals ging es an die Feinarbeit. Nebeneinander trugen sie Häufchen um Häufchen Erde ab und legten Zentimeter um Zentimeter Knochen frei. Da sich die Lage des Skeletts nunmehr einigermaßen vor ihrem geistigen Auge abzeichnete, konnten sie differenzierter und schneller arbeiten – sie wussten, wo wahrscheinlich kein Knochen lag und man ungeniert ganze Kellen voll Erde Herausschaufeln durfte und wo man sich andererseits mit bloßen Fingern an die Knochen herantasten musste.

Als sie an den aufragenden Schien- und Wadenbeinknochen entlang zum Knie gekommen waren, sahen sie schnell an dem nach unten gerichteten Oberschenkelknochen, dass der Körper mit angewinkelten Beinen beerdigt worden war. Nachdem sie das Becken freigelegt hatten, fanden sie drei Rückenwirbel in waagrechtter Lage. Der Oberkörper befand sich also in liegender Position.

»Ungewöhnlich«, sinnierte Professor Löbhammer. »Als ob er in diesen Tunnel hineingeschoben worden wäre.«



»Wieso?«, begriff Lisa nicht ganz.

»Na, stell dir vor, damals haben sie genauso gegraben wie wir es jetzt nachverfolgen – eine breite Grube nach unten und dann diesen schmalen Schacht in die Seite. So. Dann packt jemand die Leiche in den Seitenschacht. Er wuchtet Kopf und Schultern hinein und schiebt den Oberkörper schließlich ganz rein – kein Problem. Dann hängen aber noch die Beine raus. Er umfasst sie und schiebt den Körper ganz in den Stollen. Bleiben die Beine dabei gerade?«

»Nein«, gab Lisa zu. »Die winkeln sich an wie ...«

»Wie hier«, deutete der Professor auf die freigelegten Knochen.

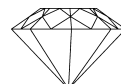
»Mein Gott, was hat sich hier wohl zugetragen? Ein Kampf? Ein Mord?«

»Sehen wir erstmal weiter«, machte sich Löbhammer wieder an die Arbeit.

Neben dem Becken entdeckten sie eine Reihe kleiner Knochen – Finger. Lisa legte gerade das Gelenk von Elle und Speiche frei, da hörte sie oben ein Motorengeräusch.

»Das wird Stanius sein. Von der Anthropologischen Staatssammlung«, beantwortete Löbhammer Lisas fragenden Blick und kletterte auf der Leiter nach oben. Bald war er mit seinem alten Studienfreund Professor Stanius wieder unten und stellte einen weiteren Scheinwerfer auf. Der Anthropologe begrüßte Lisa flüchtig und begutachtete das Skelett.

»Die Schambeinknochen sind ziemlich schmal, die langen Knochen relativ dick – also männlich«, diagnostizierte er schließlich. »Er war klein, aber kein Kind, es gibt keine Wachstumsfugen mehr am Schambein. Aber ziemlich jung – keine Abnutzungserscheinungen an den Gelenken, keine Zeichen



von Deformationen durch Arthritis oder Rheuma. Nicht älter als zwanzig, meine ich. Wenn ich die Zähne sehe, kann ich es ganz genau sagen.«

»Wie bist du eigentlich auf das Skelett gestoßen?«, wollte Stanius von Löbhammer wissen. »So was findet man doch nicht zufällig.«

»Sagen wir, es war ein halber Zufall«, deutete Professor Löbhammer die ganzen mysteriösen Umstände der Suche an. »Wir haben bewusst einen alten Brunnenschacht aufgespürt, weil wir hier ganz leicht in ganz tiefe Schichten kommen – eine neue Methode, die ich testen will. Tja, irgendwie haben sie den Brunnen damals wohl als Grab genutzt. Warum sie die Leiche seitlich in die Wand eingegraben haben, müsste man noch klären.«

Der Anthropologe schien die Erklärung zu schlucken.

»Hast du schon eine Ahnung, wie alt die Knochen sind?«, lenkte Löbhammer ab.

»Nicht mehr als gestern. Ich habe die C-14-Ergebnisse erst morgen. Aber wie ich schon sagte, mindestens hundert Jahre ist das Skelett wohl alt. Ich denke, sogar einiges mehr.«

Die beiden Professoren gingen nach oben. Lisa beschloss, weiterzuarbeiten. Sie legte den vierten und fünften Rückenwirbel und ein weiteres Stück der Unterarmknochen frei.

Plötzlich stutzte sie.

In der Erde neben der Wirbelsäule entdeckte sie etwas Kleines, Hartes. So groß wie eine Haselnuss. Kein Stein. Jedenfalls kein normaler, das fühlte sie. Sie rieb den Gegenstand sauber und hielt ihn ins Licht eines der Strahler.

Der Atem stockte ihr. Es schimmerte grün.



Auf der Bodenplane stand noch eine kleine Pfütze, darin wusch sie den Stein. Sie hielt ihn abermals ins Licht, er leuchtete durch und durch in einem grünen Schein. Im Zentrum dunkler als am Rand. So wie der Edelstein auf dem alten Gemälde.

Sie hielt einen Riesdiamanten in Händen.

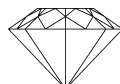
Sie stürzte über die Leiter nach oben. Am Auto stand Bruno mit dem Anthropologen und hörte sich irgendeinen Vortrag an. Sie brauchte nichts zu signalisieren, Bruno sah sofort, wie aufgeregt sie war. Er redete noch eine Minute, dann komplimentierte er Professor Stanius weg. »... morgen Nachmittag wieder her. Dann habe ich den Altersbefund und du hast das Skelett ganz frei gelegt«, hörte sie Stanius sagen. Er stieg in seinen Wagen und fuhr ab.

Lisa wartete, bis der Wagen um die Ecke bog, sah sich um wie eine Diebin und präsentierte Bruno Lößhammer zwischen Daumen und Zeigefinger ihren Fund.

Er stolperte nach hinten und ließ sich gegen das Auto fallen. Mindestens fünf Minuten lang sagte er kein Wort. »Ich glaub's nicht. Ich glaub', ich hab's noch nie geglaubt«, murmelte er. Endlich fasste er den Stein an, so vorsichtig, als würde er glühen. »Wo hast du ihn her?«

Lisa zeigte ihm die Stelle. In den folgenden Minuten trauten die beiden ihren Augen nicht: Sie fanden noch ein Häufchen der Edelsteine. Insgesamt waren es sechs Stück, große Steine, alle lagen dicht beisammen.

Sie legten die Wirbelsäule frei, bis sie auf die erste Rippe stießen, doch Steine waren keine mehr zu finden. »Er hat sie alle zusammen bei sich getragen, in einem Beutel oder so«, folgerte Lisa daraus.





Professor Löbhammer begab sich in seine »Denkstellung«: In der linken Hand vergrub er sein Gesicht, den rechten Arm schlang er eng um den Oberkörper. Lange stand er so da. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, kein Beutel. Einen Beutel trägt man über der Brust oder an der Hüfte. Die Steine liegen aber alle zwischen Brustkorb und Becken.«

»Sie können doch während des Verwesungsprozesses da hingekullert sein.«

»Dann hätten sie sich mehr verteilt. Einer hätte sich links, der andere rechts am Rückgrat vorbei bewegt, einer wäre zwischen den Rippen durchgefallen und so weiter. Aber die Steine lagen alle eng auf einem Haufen beisammen.«

»Eine Tasche am Gewand?«

Löbhammer schüttelte abermals den Kopf und legte die Hand auf den Bauch, etwa auf die Stelle, wo sich die Diamanten am Körper des Toten befunden haben mussten. »Nein, da hat man keine Tasche.«

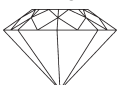
Er sah auf seine Hand. »Da hat man den Magen.«

Lisa blickte ihn groß an. »Du meinst, er hat sie ... verschluckt?« Die Worte kamen ihr widerwillig über die Lippen.

Der Professor nickte. »Ja, das ist plausibel. In mehrerlei Hinsicht: Sie lagen eng beinander in der einstigen Magen-gegend. Außerdem deutet die Lage der Leiche ja darauf hin, dass ihn jemand notdürftig begraben hat. Derjenige hätte die Steine bestimmt entdeckt, hätte der Tote sie irgendwo außen am Körper getragen.«

»Meinst du, er hat ihn durchsucht?«

»Möglich, sogar wahrscheinlich. Aber selbst, wenn nicht: Wenn man einen Körper unter diesen Umständen in den



Schacht wuchtet, muss man ihn zwangsläufig überall anfassen. Dann entgeht einem ein faustgroßer, harter Haufen Edelsteine nicht.«

Lisa sah es ein, der Mann hatte die Steine verschluckt. »Aber warum?«, drängte sich die nächste Frage auf. »So etwas tut man doch nur, wenn man schmuggeln will.«

»Oder wenn man seinen Schatz unter anderen dramatischen Umständen in Sicherheit bringen will.«

Lisa holte einen der Steine, der sie vor einigen Minuten noch hell entzückt hatte, aus der Tasche und stellte sich mit Ekel seine Geschichte vor: Er war in Eingeweiden von schleimig verfaulendem Fleisch, Würmern, Maden und Leichengift umhüllt gewesen, bis die Verwesung endlich zum Ende gekommen war.

»Ich habe ja schon lange keinen Zweifel mehr daran, dass die Knochen dem gehören, der den Brunnen gegraben hat, diesem Hans Weißgerber«, mutmaßte Lisa. »Ob wir das je beweisen können?«

Im Laufe der weiteren Arbeit gaben sich Kommissar Stutterer und der Oberkonservator ein Stelldichein. Der Polizist war natürlich in heller Aufregung, als zu den ungeklärten Mysterien dieser ganzen Geschichte jetzt auch noch eine Leiche auftauchte. Dass ein mehr oder weniger offizielles Untersuchungsergebnis am nächsten Tag beweisen würde, dass der Tote von der Zeitepoche her weit außerhalb von Stutterers Kompetenzbereich lag, konnte diesen nur schwerlich beruhigen. Löbhammer beschäftigte den Polizisten damit, ihm den Film auszuhändigen, den er mit Aufnahmen von dem bereits freigelegten Skelett gefüllt hatte. Der Polizist sah sich das Grab kurz an und raste

